

Rezensionen und Nachrichten.

Georg Evers, *Römische Mosaiken*. Neue Folge, Regensburg 1902 XI, 696.

Der Titel des Buches lässt zunächst an die Mosaikgemälde, zumal in den Kirchen denken; doch der Untertitel: „Wanderungen und Wandlungen durch das Patrimonium St. Petri“ belehrt uns, dass wir Schilderungen von Land und Leuten, historische Nachrichten, kunstgeschichtliche Untersuchungen vor uns haben, bunte Steine, die zu einem Mosaikgemälde zusammengestellt sind. Dass ein sehr reiches Material zur Verarbeitung gekommen, lehrt die Seitenzahl von nahezu 700 Seiten; gestattet sich der Verf. hier und da auch etwas ferne gehende Excurse, so mag das in dem Titel des Buches seine Rechtfertigung finden. In zwei Abtheilungen wird erst der nördliche Theil des Patrimoniums (Attigliano, Montefiascone, Bolsena, Corneto, Viterbo, Sutri, Nepi) dann der südliche (Soracte, Braciano, Veji) durchwandert und dann (S. 589—696) der Vatikan mit seinen Monumenten besichtigt. Etruskisches, Altchristliches, Mittelalterliches, Sittengeschichtliches reiht sich an einander, um uns ein äusserst farbenreiches Mosaik vor Augen zu stellen. Litteratur ist fleissig benützt; nicht selten stellt der Verf. sich auf den Boden eigener Untersuchung. Manchmal ist bei der Schilderung von Missständen die Farbe zu dick aufgetragen. Dass auch unrichtige Auffassungen neben einer Menge kleinerer Verstösse und Flüchtigkeitsfehler vorkommen, darf nicht verschwiegen werden.

d. W.

A. Bigelmair, *Die Beteiligung der Christen am öffentlichen Leben, in vorconstantinischer Zeit. Ein Beitrag zur ältesten Kirchengeschichte. (Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München Nr. 8).* München (Lenter) 1902. — 340 S.

„Ein schönes Thema, — nur vielleicht ein allzuschönes für eine Inauguraldisertation!“ Mit diesem Gedanken nahm ich, es offen zu gestehen, erstmals das vorliegende Buch zur Hand, das in zwei Reihen von je vier Kapiteln die rechtliche Stellung der Christen der drei ersten Jahrhunderte, ihre Stellungnahme zum Staate, zu den Staatsämtern und zum Militärdienste, ihre Stellung in der heidnischen Gesellschaft und ihre eigene Stellungnahme zu derselben, zu ihren Vergnügungen und zur

irdischen Arbeit, zu Gewerbe, Handel, Kunst erörtert. „Gewiss ein all-zuschönes Thema für eine akademische Preisarbeit!“ ergänzte ich meinen Gedanken, als ich dem Vorworte entnahm, dass sie aus der „Bearbeitung einer von der theologischen Fakultät der Ludwig-Maximiliansuniversität München für das Jahr 1896/97 gestellten Preisaufgabe“ hervorging. Die Lektüre hat leider den ersten Eindruck nach seiner ungünstigen Seite nur zu verschärfen vermocht.

Nicht dass es etwa von vornherein undenkbar erschiene, in dem äusserlich engen Rahmen einer Erstlingsarbeit in fruchtbarer Weise dem Gegenstande näher zu treten, der einer der bedeutsamsten der christlichen Altertumswissenschaft ist! Im Gegenteil hätte auf noch geringerem Raume als dem hier ausgefüllten sogar entschieden Fruchtbareres geleistet werden können. Mit nüchternster Kühle und Trockenheit hätten sich aus der Litteratur und den sepulkralen Denkmälern, nach sachlichen Rubriken geordnet, die positiven Zeugnisse für das Verhältnis der vorkonstantinischen Christenheit zu den verschiedensten Lebensäusserungen der sie umgebenden spätantiken Kultur zusammenstellen lassen. Das wäre eine Arbeit etwa im Stile von Pelka's *Altchristlichen Ehedenkmälern* geworden, — eine recht prosaische, etwas registerhafte und statistische Arbeit ja, dafür eine für uns alle höchst wertvolle und lehrreiche Arbeit. Aber einmal wäre zu einer solchen die Bekanntschaft auch mit den noch unpublierten epigraphischen Monumenten des unterirdischen Roms mindestens sehr wünschenswert gewesen. Dann war die hier unerlässliche weise Selbstbeschränkung, war das Opfer, bei einer Frage von derartig höchstem Interesse sich jederlei allgemeine Redensarten zu versagen, von einem Anfänger schlechterdings nicht zu erwarten. Tüchtige Jugend — und das ist ihr gutes und edelstes Recht — liebt es den Blick mit frischem Wagemut auf das Grosse, das Ganze zu richten. Entsagungsvolle Detailsammlungen anzustellen, dazu mag nur eine echte pädagogische Begabung ihres Leiters auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung fast mit eiserner Hand sie zwingen. So sind denn auch die Vorzüge dieser Jugendarbeit durchaus andere, als die von der angedeuteten, wünschenswerten Behandlung des Themas erforderten.

Anzuerkennen nämlich, dass es ihr auch an wirklichen Vorzügen nicht fehle, ist eine Pflicht der Gerechtigkeit. Der Verfasser hat wenigstens die litterarischen Quellen mit Fleiss und Belesenheit benützt und bei Benützung der bedenklichsten Schicht derselben, der Martyrerakten, meist eine anerkennenswerte kritische Reserve bewahrt. Er disponiert den gewonnenen Stoff vortrefflich. Er zeigt überall das Streben, klar und gründlich zu sein. Mit entschiedenem historischem Sinne bemüht er sich, Einzelercheinungen in grosse, entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge einzu-fügen. Seine Darstellung ist flüssend, durch flotten Stil bestechend, von einem gehobenen religiösen Gefühle erwärmt.

Schade zunächst nur, dass an einem Orte, wo wesenhaft andere notwendig wären, bestimmte Vorzüge sich geradezu in Fehler verwandeln können! Das Streben nach Klarheit und Gründlichkeit hat zu ermüdender Breite geführt. Von einzelnen Quellenschriften wie den Tertullianischen *Apologeticum* 28—36 (S. 107 ff.), *de corona militis* (S. 166—170) und *de spectaculis* (S. 265—279), der Homilie *de aleatoribus* (S. 288 ff.) oder dem Briefe des Eucherius von Lyon über die thebanische Legion (S. 194—197) wird eine Inhaltsanalyse gegeben, die eher in eine Litterargeschichte gehörte. Wo, wie z. B. bezüglich der Soldatenmartyrien (S. 189—194) oder der christlichen Aerzte (S. 303 ff.), die Aufzählung der Thatsachen genügt hätte, erhalten wir eine Reihe von Erzählungen, die selbst im vorliegenden Zusammenhange bedeutungsloseste Nebenumstände eher rhetorisch unterstreichen, als verschweigen. Einzelne Exkurse wie diejenigen über die thebanische Legion S. 194—201 oder die *passio quatuor coronatorum* S. 328 ff. sind mindestens in solcher Ausführlichkeit nicht durch das mögliche Ergebnis für das Gesamtthema gerechtfertigt, vollends desjenigen über die *legio fulminatrix* S. 185—188 gar nicht zu gedenken, der wesentlich — übrigens zugestandener Massen — einen Aufsatz M o m m s e n s referierend wiedergibt. Weiteres Ueberflüssiges einzubeziehen, verleitete der Wunsch nach Aufzeigung grosser kulturgeschichtlicher Zusammenhänge. Die beiden ersten Kapitel der zwei Kapitelreihen (S. 16—75, 202—224) gehören schon hierher, sofern sie die Stellung der heidnischen Welt zum Christentum, nicht diejenige des Letzteren zu Jener behandeln. Aber auch sonst muss der Leser gelegentlich einen kleinen Schlachtenbummel in das Gebiet antiker Wirtschafts- und Kulturgeschichte, Alttestamentlicher oder Neutestamentlicher Theologie mitmachen, entschliesst er sich nicht einige Seiten zu überschlagen. Ueber die schlechte Lage der Landwirtschaft (S. 298 f.) und die Abnahme der Beteiligung am Staatsleben während der römischen Kaiserzeit (S. 126 ff.), über die römische Konskriptionsordnung (S. 175 ff.), Entstehung und Entwicklung des Kaiserkultus (S. 110—114), die Urteile der antiken Philosophie über den Handel (S. 313 f.) und die Verachtung der Arbeit durch das Altertum (S. 293—296), über die Kriege Israëls (S. 165 f.), die Stellung des Heilandes zur Obrigkeit (S. 76), seinen und der Apostel Verkehr mit Beamten (S. 125) kann er, wenn er mag, sich unterrichten oder versuchen, ob ihm S. 181 die Stellung der Christen zum Kriegsdienst durch die von S. Julius Africanus in kriegswissenschaftlichem Interesse gegebene Lösung einer geometrischen Konstruktionsaufgabe klarer wird. Dass bei diesen weitausholenden Präludien und Intermezzi, deren Umfang zu dem ihnen folgenden oder sie umgebenden streng sachlichen Materiale in keinerlei Verhältnis steht, an positivem Neuertrag für die Wissenschaft schlechterdings nichts herauskommt und nichts herauskommen kann, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Immerhin sind sie noch weit unschuldiger Natur als die aprioristischen Betrachtungen darüber, was christliche Kreise vorkonstantinischer Zeit auf gewissen Ge-

bieten wie denjenigen des Verhältnisses zur Obrigkeit (S. 105) oder zum Militärdienste (S. 177—180) gedacht oder empfunden haben mögen, Betrachtungen, die nur zu häufig wiederkehren, wo es an kalten, einzelnen Daten mangelt. Und diese wiederum sind in ihrer Langatmigkeit weniger bedenklich, als die kurzen Einzeleinfälle einer regen Phantasie, die, durch ein hübsches „vermutlich“ eingeleitet und ohne jeden Schatten einer Begründung, zuweilen hingeworfen werden. So weiss, um nur ein einziges Beispiel anzuführen, Bigelmair S. 217, dass von den Eltern der hl. Caecilia „vermutlich“ der „Vater noch Heide“, die „Mutter Christin“ war, und gleich darauf lesen wir S. 218: „Das Coemeterium, das wir heute als das des Callistus bezeichnen scheint der Familie der Caecilier gehört zu haben; und diese überliess es dem Papste Zephyrin, der die Aufsicht über dasselbe dem Callistus übertrug.“ Dazu wird dann auf Hippolytos *Philos. IX 12* verwiesen, als ob dort von der Schenkungsgeschichte etwas gesagt wäre, während die Stelle eben nur von der Einsetzung des Callistus εἰς τὸ κομητήριον (d. h. das allbekannte, offenbar schon früher im Gemeindebesitze befindliche Coemeterium) redet. Ueberhaupt sieht man sich hin und wieder einer beschämenden Fülle der Weisheit und Wissenschaft gegenübergestellt, so wenn man S. 155 erfährt, welche Schwierigkeiten „sich der Ausübung des Christentumes am Hofe“ unter bestimmten „Verhältnissen“ entgegenstellten oder nicht, oder S. 57 hört, dass „der Versuch von christlicher Seite, ihrer Genossenschaft als collegium funeraticorum sozusagen politischen Schutz zu verschaffen, schon sehr früh, wohl unter Marc Aurel gemacht worden“ sei. Wenn in den grossen unnötigen Erweiterungen ein Stück wie die Uebersicht über die Geschichte der Christenverfolgungen (S. 37—75) für gewisse Kreise noch seinen Wert haben mag, redet aus solchen Einzelheiten bereits die gefährlichste Geschichtsbau-meisterei, die an Stelle entwicklungsgeschichtlicher Methode getreten ist. Um einem jedes Vergnügen zu verderben, braucht nur noch die religiöse Wärme z. B. S. 85, 104, 331 ff. in den Ton des Andachtsbuches überzugehen, die Darstellung sich S. 75 zu poëtischen Ausmalungen von Abendrot beleuchteter tragischer Haupt- und Staatsaktionsmomente zu versteigen oder zum Stile des modernsten „historischen Romanes“ herabzusinken, so dass wir S. 5 von den „Anschlagsäulen“ lesen, an denen am 13. Juni 313 zu Rom „das neueste Edikt der beiden Augusti Constantin und Licinius“ prangte.

Indessen würde man sich mit Breite, Phantasterei und Geschmacklosigkeit noch zur Not abfinden können, wären nur die Quellen wirklich aufgearbeitet. Doch, wie schon angedeutet, ist dies höchstens bei den litterarischen der Fall. Den Monumenten gegenüber steht die vorliegende Arbeit auf einem Standpunkte, von dessen einfacher Möglichkeit man sich nur mit Verwunderung und Schmerz überzeugt. Einige „archäologische“ Lichter werden hin und wieder aufgesetzt. Aber thatsächlich kommt der Verfasser über lediglichstes Dilletieren auf dem Gebiete der monumen-

talen Theologie so wenig heraus, dass er bei einem kümmerlichen Blick auf die Katakombenkunst (S. 327 f.) Sarkophage und Gemälde fröhlichst durcheinander wirft. Von einer wirklichen monumentalen Begründung seiner Aufstellungen fehlt jede Spur. Die Namen der vorkonstantinischen Christen von den Inschriften zu sammeln, aus dieser Sammlung eine Reihe sicherer Schlüsse über die Verbreitung des Christentums in bestimmten socialen Schichten zu ziehen, war die von ihm bei Behandlung seines Themas unbedingt an erster Stelle zu leistende Vorarbeit. Aber ihm scheinen eben die elementarsten Quellen und Hilfsmittel zu dieser Vorarbeit unbekannt zu sein. Das reiche im *Bullettino* und *Nuovo Bullettino* veröffentlichte, ja selbst das von Marucchi in seinem *Guide des catacombes Romaines* wieder vorgeführte epigraphische Material hat er auch nicht ein einzigesmal berücksichtigt. Selbst de Rossi's *Roma Sotterranea* und seine *Inscriptiones* hat er höchst selten und dabei noch meist, wenn nicht trotz gelegentlicher Verschweigung der Mittelquelle geradezu immer, aus zweiter Hand citirt. Dafür sind Allard und Kraus seine Gewährsmänner. „Die Katakomben“ bleiben ihm denn naturgemäss ein so vager Begriff allgemeiner Natur, dass der sonst so Wortreiche S. 149 es für überflüssig hält, die Lage der „Gruft der Acilier“ etwa durch ein „im coemeterium Priscillae“ näher zu bestimmen. Ueber die Acilier selbst gleitet er mit drei ganzen Zeilen hinweg, ohne neben Suetonius *Dom.* 10 auch nur ein einziges Monument zu citieren. Denkmäler der Domitillakatakombe liegen ihm S. 184 „an der Via Apia“ (!), und auch aus dem glücklicherweise — wie es S. 149 merkwürdig genug heisst — „noch existierenden Coemeterium der Domitilla“ wird keine der Inschriften eines *Φλ. Σαβείνος* und seiner Schwester *Τιάνη*, einer Flavilla, C. Julia Agrippina, eines P. Aelius Rufinus, M. Aurelius Januarius, Annius Felix, Julius Agrippa mit seiner Gattin Rufina als monumentale Parallele zu der litterarischen Domitillaüberlieferung angeführt, obwohl sie selbst bei Marucchi S. 113 übersichtlich genug zusammenstehen. Neben so vielen mit anerkanntem Fleisse aus den litterarischen Quellen zusammengestellten christlichen Aerzten vermisst man den *Διονύσιος ἰατρός προσβύτερος*, dessen schon durch die Vorstellung des profanen Berufes hochinteressantes Epitaph in San Callisto nahe der Gruft des Papstes Cornelius noch sein Grab verschliesst, und doch haben ihn die Meisten, die ich zu demselben zu führen Gelegenheit hatte, wenigstens aus Wisemans *Fabiola* schon gekannt. Erst recht vergebens sucht man natürlich ein Wort über das Epitaph eines *Ἀλέξανδρος ἰατρός Χριστιανός καὶ Πνευματικός* bei Reinesius S. 898, dessen Echtheit bei dem alsdann zweifellos nicht grosskirchlichen Charakter von der höchsten Bedeutung wäre. Unter den vornehmen Familien, in denen das Christentum frühzeitig Bekenner zählte, fehlen die Petronii und die Aurelii d. h. Bigelmair ist nicht nur die dem 3. Jahrhundert angehörende Grabinschrift einer „*clarissima femina*“ Petronia Auxentia in San Callisto, sondern sogar die ans Ende des 1. Jahrhunderts

zu verweisende der hl. Petronilla: *Aureliae Petronillae filiae dulcissimae* unbekannt geblieben. Dass auch der in Santa Priscilla bestattete *Aug. lib. praepositus tabernaculorum* weder bei der Besprechung des Verhältnisses der Hofkreise zum Christentum noch zum Kapitel der irdischen Arbeit, des Gewerbes und Handels erwähnt wird, ist nach solchen Proben eigentlich selbstverständlich, wenngleich es von ziemlicher Keckheit zeugt, im Ernste einen „Beitrag zur ältesten Kirchengeschichte“ liefern zu wollen und dabei die mustergiltigste Sylloge vorkonstantinischer christlicher Inschriften zu ignorieren, die de Rossi an derjenigen aus den ältesten Teilen der Priscillakatakombe (*Bullettino* 1886 S. 34–165, 1887 S. 109–117, 1892 S. 57–129) als die kostbarste Gabe seiner letzten Jahre uns hinterlassen hat. Ueberhaupt ist die Frage nach der Beteiligung der Christen an bestimmten einzelnen Handwerken kaum gestreift. Das Verhältnis des Christentums zu den socialen Kategorien des *servus* und des *libertus* teilt das nämliche Schicksal. Hier reden eben die Inschriften mehr als die Litteratur, und für ihre Sprache muss schon ein recht taubes Ohr haben, wer nicht einmal auf den Gedanken verfällt, die Beispiele des Prädikates *clarissimus* auf christlichen Grabsteinen als die bedeutsamsten Belege für die Verbeitung des Christentums in senatorischen Kreisen zu sammeln. Der Taubheit für die Sprache der Inschriften entspricht bei Bigelmaier die Blindheit für das Bild. Er handelt über Tracht und Mode der alten Christen, ohne nur beiläufig auf die grundlegende Skizze von Wilpert *Die Gewandung der Christen in den ersten Jahrhunderten*. Köln 1898 hinzuweisen, geschweige denn selbst neben den litterarischen Quellen zu den besseren Reproduktionen der sepulkralen Malereien zu greifen. Er weiss nicht wie trefflich das Verhältnis des vorkonstantinischen Christen zur irdischen Arbeit durch eine Reihe ältester Darstellungen des Verstorbenen in seiner Berufsthätigkeit illustriert wird. Ich verweise nur auf zwei Loculusplatten aus San Callisto: diejenige mit dem Bilde des Gärtners Valerius Pardus in der Nähe der Lucinakrypta und die einen Schmied in der Esse zeigende mit der klassisch schönen griechischen Inschrift ΕΝ ΙΡΗΝΗ. Beide sind bei de Rossi (*Roma sotterranea* I Tav. XX 2. II Tav. XLV—XLVI 55) in Abbildung Jedem zugänglich. Auch Fossoendarstellungen, wie sie schon in einer der Sakramentskapellen begegnen, waren in diesem Zusammenhange zu erwähnen. Vollends das Kapitel Christentum und Kunst ist mit einigen billigen Redensarten abgethan. Nicht einmal der charakteristische Gegensatz zwischen der lange noch rein heidnischen bezw. indifferenten Sarkophagskulptur und der schon um die Mitte des 2. Jahrhunderts positiv christlichen Malerei ist berührt. Und doch bezeugt er die Thatsache, dass aus naheliegenden Gründen die Skulptur weit weniger von christlicher Hand geübt werden konnte als die nicht so leicht zur Darstellung mit dem Götterdienste zusammenhängender Sujets genötigte Malerei. Uebersehen ist, dass eine Reihe der quasiheidnischen Bilder, wie Jahreszeiten, Genien, Amoret-

ten, der Oceanuskopf u. s. w., gar nicht der vorkonstantinischen Zeit entstammt, sondern ihre Entstehung einer antiken Renaissancebewegung des 4. Jahrhunderts verdankt. Zu der Frage nach dem Kunstwerte der christlichen Bilder wird kein einziges Beispiel namhaft gemacht, als ob die herrliche Dionysias mit ihren Kindern aus San Callisto, die reizenden Amor und Psyche-Szenen aus Santa Domitilla nicht auch heute schon recht allgemein zugänglich wären. Doch, wie wir ihn kennen gelernt haben, würde der christliche Altertumsforscher an der Isar wohl selbst Wilperts abschliessende Publikation der römischen Katakombengemälde ignoriert haben, wenn sie bereits vollendet der Oeffentlichkeit vorläge. Verschmäh't er es ja mit dem ganzen Stolze eines einseitigen Patristikers selbst da, die Monumente heranzuziehen, wo nur sie eine seiner mit höchster Selbstsicherheit aufgestellten Vermutungen stützen könnten. So sagt Cyprianus an den S. 218 citierten Briefstellen auch nicht andeutungsweise etwas davon, dass Papst Cornelius „der vornehmen Familie der Cornelier“ entstammte, und seinem Namen nach könnte der Heilige ebensogut ein Freigelassener der Cornelier oder der Nachkomme eines Solchen gewesen sein. Seine lateinische Grabinschrift im Gegensatze zu den griechischen seiner Vorgänger und Nachfolger und die Thatsache seiner Bestattung ferne von diesen in der Nähe unterstellbarer Adelsgrüfte, der epigraphische und der topographische Befund allein geben ein Recht, in ihm social mehr zu vermuten. Dass und wie Bigelmair natürlich nicht nur die Monumente und deren Publikationen, sondern erst recht die archäologische „Litteratur“ vornehm bei Seite liegen lässt, dafür zum Schlusse nur ein Pröbchen! Nachdem er unmittelbar zuvor bewiesen hat, dass er noch nicht die Ardeatina von der Appia zu unterscheiden vermag, beschliesst er die Anführung des Damasusepithaphs für Nereus und Achilleus mit der Anrempelung des heimgegangenen Altmeisters, dass „die Annahme de Rossis“, die Heiligen seien „Prätorianer gewesen“ einer mündlichen Mitteilung Weymans nach „in dem Elogium keine Stütze“ habe. Die Darlegung de Rossis selbst *Bulletino* 1874 S. 21—24 nachzulesen, ist dem hochberufenen Kritiker nicht eingefallen. Er hätte sonst gelernt, dass es sich um eine mit der grössten Vorsicht ausgesprochene Vermutung, nicht um eine „Annahme“ handelt und dass mit einer Fülle von Gelehrsamkeit leuchtend dargethan wird, welche gewichtige „Stütze“ gleichwohl diese Vermutung in den Versen des päpstlichen Poëten hat.

Bei allem dem bekommt man sehr entschieden den allgemeinen Eindruck, dass es für eine ganz energische Anregung zu christlich-archäologischen Studien — wie sie allerdings bei der Errichtung eines ordentlichen Lehrstuhles für Patrologie und Archäologie noch mehr zu hoffen gewesen wäre, als bei derjenigen eines ausserordentlichen — an der Universität München nachgerade die höchste Zeit geworden ist. Von dem gegenwärtigen betrübenden Einzelfalle wird man aber nur mit dem warmen

Wunsche Abschied nehmen können, dass demselben die verhängnisvollste, leider aber so häufige Wirkung ungenügender Behandlungen eines Gegenstandes versagt bleiben möge, — diejenige, eine genügende auf absehbare Zeit hinaus hintanzuhalten. Dieser Wunsch möge denn auch die eingehende Beschäftigung mit einer Schrift entschuldigen, die unter anderem Gesichtspunkte vom Archäologen vielleicht besser wortlos der Vergessenheit übergeben worden wäre.¹

Dr. A. Baumstark.

K. Budde, *Das Alte Testament und die Ausgrabungen*. Giessen (Ricker'sche Verlagsbuchhandlung). 1903. — 39 S.

Der durch G. B. de Rossi als Wissenschaft begründeten monumentalen Theologie des christlichen Altertums tritt immer klarer und unabwiesbarer eine solche des Alten Testaments, die Frucht vor allem der Ausgrabungen im Euphrat- und Tigrisgebiete und der an dieselben anknüpfenden assyriologischen Forschung, zur Seite. Erweist sich aber die christliche Archäologie durchweg als eine Stütze der altkirchlichen Tradition, bezüglich deren höchstens über ein gewisses Mehr oder Weniger von Stärke noch eine Meinungsverschiedenheit herrschen kann, so bedrohen die Vertreter einer „monumentalen“ d. h. auf die Denkmäler, sei es nun Assyriens und Babylonens, sei es nun Aegyptens oder gar Südarabiens gegründeten Erklärung des Alten Testaments nachgerade vielfach selbst den letzten Rest „religionsgeschichtlicher Bedeutung“ desselben, wie Verfasser des vorliegenden, auf der theologischen Konferenz zu Giessen gehaltenen Vortrages S. 9 treffend andeutet. An dem gelehrten evangelischen Theologen der Universität Marburg selbst einen, wie auch dem mit seiner bisherigen litterarischen Lebensarbeit nicht Vertrauten namentlich auf S. 6 f. 36 einleuchten müsste, auf recht „fortschrittlichem“ Standpunkte stehenden Alttestamentler entschieden gegen Uebergriffe der Stürmer und Dränger Front machen zu sehen, muss auf katholischer und überhaupt auf konservativer Seite erfreuen. Ausgehend von dem bekannten Vortrage, über „Babel und Bibel“, den Fr. Delitzsch am 13. Januar dieses Jahres in der Singakademie zu Berlin hielt und am 1. Februar im Königlichen Schlosse vor Sr. Majestät dem Kaiser wiederholte, wird hier vor allem an der durch Zimmern und Winckler uns bescherten Neubearbeitung von Schraders *Die Keilschriften und das alte Testament* ernste und beherzigenswerte Kritik geübt. Phantastische Willkür, die schon nicht nur Abraham, Isaak und Jakob, sondern selbst die israëlitische Königszeit in babylonische Gestirnmithologeme auflöst, erhält einen unzweideutigen Absagebrief, und der christliche Archäologe wird die wenigen, aber gehaltreichen und flott geschriebenen Blätter mit dem Bewusstsein aus der Hand legen, dass seine Wissenschaft vollauf berechtigt ist, diejenige der jüngsten Erforscher altorientalischer Geschichte, solange dieselbe keine solidere Methode ausgebildet hat, trotz der beiden gemeinsamen monumentalen Grundlage als durchaus unebenbürtige Stiefschwester von sich wegzuweisen.

Dr. A. Baumstark.

¹ Die Redaktion kann nicht umhin, ihre Verwunderung auszusprechen, dass einem Anfänger ein solches Thema gestellt wurde. Wäre wenigstens die Einschränkung „nach den litterarischen Quellen“ hinzugefügt worden! Wenn daher die Arbeit misslingen musste, so hat der Verfasser sich doch redlich und nicht ohne Erfolg bemüht, seine Aufgabe zu lösen; das erkennt ja auch der Herr Recensent an.